

Die jemenitische Revolution: Würde war hier

Bushra al-Maktari



Würde hat Augen, Lippen und Schultern. Und Füße, die ihren Traum bis ans Ende tragen würden. Wie hätten diese ahnen können, dass sich ein Gewitter zusammenbraute? Dass der Ruf nach Freiheit bald verhallen würde, in der Mittagshitze dieses traurigen Landes?

Dabei waren es die Füße, die der Würde Gestalt verliehen, während sie sich den Boden, auf den sie stapfend ihre Schatten warfen, Schritt für Schritt zurückholten. Es waren die Schultern, die sich im Angesicht der näherrückenden Panzer strafften, nicht beugten und die dafür mit ihrem Blut bezahlten; es waren die Kehlen, deren Lärm die Tyrannen in die Flucht schlug. Es waren Augen, die zaghaft wachsende Flügel sahen,

dort, wo die Vergangenheit ihre langen Schatten warf. Den Menschen aber, die für Würde kämpften, ist ein anderes Los zuteilgeworden, genau wie ihrem Land – dem Jemen, der längst im Krieg versunken ist.

Ich schlage die Augen auf, erinnere mich: Der 2. Februar 2011 war ein Mittwoch. Es war gegen Mittag, als sich eine Gruppe junger Menschen, bestehend aus Journalist*innen, Anwält*innen und Aktivist*innen, in der Kanzlei von Yasmine al-Sabri in Ta'izz versammelte. Der kleine, fensterlose Raum schien sich zu weiten, als sollte die ganze Welt hineinpassen. Alle redeten durcheinander, laut und euphorisch. Die Gruppe *Jugend für Wandel* plante die Kundgebung, die am nächsten Tag stattfinden sollte. Einige diskutierten mögliche Versammlungsorte, andere sprachen über ihre Ängste und Erwartungen, wieder andere malten Slogans auf Pappschilder.

Die Stimmen von Sana'a, Yasmine, Mutlaq, Iban, Ishraq, Ahmed, Ghazi, Taufiq, Mohammed und Wissam überlagern sich in meiner Vorstellung. Ich sehe Yassin 'Abd al-Qadir vor mir, wie er sich über ein Stück Karton beugt. Während er mit rotem Marker die Forderungen der Revolution festhält, schreibt er sich die Angst aus den Fingern.

Yassin, ein schmaler, junger Mann mit dunkler Haut, kam aus einem der Dörfer auf dem Berg Jabal Sabir, wo man den Wolken ganz nah ist. Seine Art, von der Revolution zu träumen, war zielsicher und stark, wie die ruhige Stärke eines Kaffeebaums, dessen Äste zum Licht streben. Dass Träume manchmal bitter schmecken, erfuhr Yassin erst später. Wenige Monate nach der Demonstration sperrte ihn das Regime des damaligen Präsidenten 'Ali 'Abdallah Salih in eine Zelle in Ta'izz. Kaum älter als dreißig, ist er später im Krieg gestorben. In den Herzen seiner Angehörigen und Freund*innen hat sein Tod eine klaffende Wunde hinterlassen.

Am Tag nach dem Treffen bei Yasmine al-Sabri ist Yassin an der Spitze des Demonstrationzugs gelaufen. Mit nervösen Schritten bahnte er sich einen Weg: durch das Ussayfira-Viertel und, an der Tankstelle vorbei, zum Sitz der Gouvernementsverwaltung von Ta'izz. Die Mittagssonne brannte. Glitzernde Schweißperlen rannen den jungen Leuten über die Stirn. Es wirkte, als könnten sie die über Jahrzehnte gewachsene Angst nur äußerst behutsam ablegen, als müssten sie das

langsam machen, sich Schritt für Schritt zurückerobern. Ihre Schatten haben sich mir ins Gedächtnis gebrannt, ihre Konturen markierten die Grenzlinie zwischen Demütigung und Freiheit.

Ich weiß noch, wie sich die protestierende Menge vor der Betonabsperrung anstaute, die um das Verwaltungsgebäude errichtet worden war, und wie sie dabei einen Wall bildete, einen gewaltigen menschlichen Staudamm, ähnlich dem von Marib, während die Soldaten ihre Gewehre im Anschlag hielten. Oder die Szene, als Dr. Muhammad Makharish auf die Absperrung kletterte, um den Sicherheitskräften in ihren Panzerwagen seine blanke Brust entgegenzustrecken.

Vor meinem inneren Auge huschen die Schritte vorbei wie Lichtflecken. Sie flackern durch die Gassen und Straßen der Stadt, fegen über Dächer und Büroklötze und erlöschen. Diese Schritte waren noch nicht so zäh und selbstbewusst wie jene, die später durch die Straßen und Dörfer hallen würden, Tag für Tag, durchs ganz Land, als die Menschen zum Freiheitsplatz in Ta'izz zogen, um dort Protestcamps aufzubauen, oder als sie den Platz des Wandels in Sana'a eingenommen haben, bevor die Kriegsparteien sich darauf einigten, miteinander erneut im Krieg zu sein. Nein, diese Schritte waren ungeübt und unerfahren. Sie wussten noch nicht, dass der aufziehende Sturm mit Gewalt ihre Träume niedermähen würde. All ihre Träume vom Recht auf eine Heimat, in der jeder Mensch willkommen war.

An jenem Tag waren die Schritte dazu gezwungen, eine Wand aus verächtlichen Blicken zu streifen. Solche Blicke galten den Frauen, die sich einfach so auf Straßen bewegten, die normalerweise nur Männern vorbehalten waren. Lebhaft sehe ich vor mir, wie die Rechtsanwältin Yasmine al-Sabri inmitten eines kleinen Pulks auf dem zentralen qat-Markt stand. Mehr als zehn Mitstreiterinnen dürften es nicht gewesen sein. Von einem fahrenden Händler hatte sie sich ein Megafon ausgeliehen, in das sie heiser schrie, wobei sie den Kopf in den Nacken warf: »Arbeiter aller Länder, wehrt euch! Bauern aller Länder, wehrt euch!« Ihre Stimme hallte über den gesamten Markt, sie übertönte dessen Getöse, übertraf die Flüche der Verkäufer und das Raunen und Murren der Schaulustigen.

Wenn ich so zurückdenke, sticht mir das Herz. Plötzlich ist es wieder da, fast kann ich es hören: dieses bestimmte Knattern, das er von sich gab. Revolutionsbus, so nannten wir ihn. Das kleine weiße Klappergefährt brummte durch die verwinkelten Gassen der Stadt. Unter Qualmen starb ihm manchmal abrupt der Motor ab. Dann schoben ihn die Demonstrant*innen kräftig an. So arbeitete man sich vorwärts, mitten durch die Menschenmenge, die gerade auf dem Fischmarkt in der Stadtmitte unterwegs war. Die Fischverkäufer, welche hinter ihren Tischen standen, das Filetirmesser in der Hand, musterten die jungen Demonstrant*innen scharf, die da in aller Herrgottsfrühe hinter einem knatternden Bus herzogen.

Der Bus gehörte dem Genossen Ayub al-Salihi, der nichts Geringeres bezweckte, als – um es mit seinen Worten zu sagen – die revolutionäre Beschleunigung voranzubringen. Aus den Lautsprechern des Revolutionsbusses ertönte: »Dieser Tag gehört mir, ich laufe in sein Licht«. Der Schwung dieses patriotischen Lieds von Ayub Tarish steckte uns an. »Aller Stolz meines Landes wohnt in mir, all seine Schande tut mir weh«, ging es uns durch die Ohren hinein in die Köpfe, und wir merkten, dass wir womöglich wieder stolz sein konnten, stolz auf dieses Land, das uns doch allen gehören sollte. Längst jedoch hat sich gezeigt, dass der Jemen nicht allen gehörte, sondern nur den aktiven Kriegsparteien. Damals aber nahmen wir jene Sicherheitskräfte kaum wahr, die uns aus wutblitzenden, kalten Augen und mit im Anschlag gehaltener Waffe beobachteten; und auch an die Panzer, deren Kanonenrohre die Bewegung der Demonstration begleiteten, haben wir unsere Aufmerksamkeit nicht verschenkt.

Tag für Tag fuhr Genosse Ayub mit seinem Revolutionsbus durch die schwerbewachte *Zone der Angst* bis an deren äußerstes Ende, wo er den Soldaten seine Freiheitsparolen entgegen schmetterte. Ayub, der einer Verhaftung bisher durch pures Glück entgangen war, wurde Jahre später von einer selbsterklärten Revolutionsmacht verschleppt. Den Revolutionsbus haben die neuen Herrscher auf dem Freiheitsplatz verrotten lassen, er steht dort noch als Mahnmal, während man Ayub in die Keller eines bis heute unbekannten Gefängnisses verbannte.

Erst in den Körpern von Menschen, die dem Tod ins Auge blicken und die dem Scharfschützen entgegentreten, der es auf ihre Träume abgesehen hat, erst dort, in diesen Körpern, wird Würde zur Naturgewalt.

Es muss etwa zur gleichen Zeit gewesen sein, als die Journalistin Maha al-Sharjabi in unser Leben trat, als wäre sie ein Morgenstern am Nachthimmel. Wer die Würde aufspüren will, in der Geschichte der Revolution, kommt an dieser Frau nicht vorbei. Wie sie tagein, tagaus mit dieser kleinen Kamera herumlief, um Demonstrationen zu dokumentieren, um den Alltag im Protestcamp auf dem Freiheitsplatz zu protokollieren. Wie sie einmal eine aus Islamisten bestehende Menschenkette sprengte, mit der die weiblichen von den männlichen Demonstranten getrennt werden sollten. Mit ihrem Sonnenschirm bewaffnet führte sie den Marsch an. Als echte Bürgerin stellte sich Maha nicht nur der Diskriminierung von Frauen, sondern jeder Form von autoritärer und patriarchaler Unterdrückung entgegen.

Da war diese eine Situation, als vor dem staatlichen *al-Thawra*-Krankenhaus ein Panzer stand und Granaten auf die Demonstranten feuerte. Aus allen Richtungen wurde geschossen, ein Demonstrant wurde getötet. Während alle um ihr Leben rannten, lief Maha todesmutig auf einen Soldaten zu. Ich sah sie mit ihm diskutieren und dabei sein Gewehr umgreifen, sodass er schließlich den Gewehrlauf senken und den übrigen Demonstrierenden gestatten musste, die Demo fortzusetzen.

Ich erinnere mich an eine andere Demo, bei der die Menschen ihre Angst in Mut wendeten. Die Armee hatte mit Wasserwerfern und Panzerwagen vor dem Rundfunk- und Fernsehgebäude Stellung bezogen und war nun dabei, auf die Protestierenden in der Maliya-Straße zuzurollen. Doch der Widerstand jener Schutzlosen gegen ihre Peiniger ließ sich weder durch Patronenregen noch durch Tränengas brechen. Es war, als würden sie dem Tod nicht länger gehorchen. Wann immer ein Verletzter verarztet worden war, kehrte dieser sogleich in den Kugelhagel zurück. Die Sicherheitskräfte hatten gerade ihre dritte Tränengasgranate abgefeuert, Protestierende lagen zu Dutzenden bewusstlos am Boden. Wie es passiert war, weiß ich nicht, aber ich rollte eine Straße hinab, die an einer Stelle plötzlich abschüssig wurde. Ich erinnere mich nur noch an Mahas Hand, die sich inmitten von Rauch-

schwaden und Kugelhagel nach mir ausstreckte. Mit einem Mal stand auch ich wieder auf meinen Füßen: zwischen Maha, Riham, Yasmine und den anderen Mitdemonstrant*innen. Gemeinsam schrien wir gegen die Arroganz des Regimes und die Barbarei der Sicherheitskräfte an.

Würde zieht oft Unterdrückung nach sich. Zum Beispiel dann, wenn das Regime den Menschen das Demonstrationsrecht verweigert oder Protestcamps niederbrennt. Dann lässt sie sich kaum noch greifen. Doch selbst inmitten großen Unrechts scheint es den Menschen manchmal zu gelingen, die Würde mit ihren bloßen Körpern neu zu erschaffen.

Ich erinnere mich an den 19. Mai 2011. Es war ein Sonntag. Die Sonne ging gerade unter, der Himmel über dem Freiheitsplatz war mit Wolken aus Tränengas verhangen. Ich konnte weder meine Füße noch die Gesichter der Flüchtenden sehen. Körper kollidierten, während alle um ihr Leben rannten. Panische Schreie betäubten meine Ohren; der Freiheitsplatz, auf dem Regimetruppen die unbewaffneten Protestierenden angriffen, hatte sich in ein Schlachtfeld verwandelt. Zu diesem Zeitpunkt befand sich das Protestcamp seit über vier Monaten dort, die Sicherheitskräfte hatten es still geduldet. Nördlich des Südausgangs hatten sie derweil Panzerwagen postiert und so eine bis zu diesem Tag gültige Grenze zwischen den beiden Parteien markiert. Und jetzt wurden einige Demonstrant*innen zu einem Sicherheitsposten vor dem Eingang des Platzes gelockt – das war der Startschuss zum Niederbrennen des Protestcamps. Kugeln flogen kreuz und quer, Tränengas mischte sich in den Qualm des Feuers, das die Schlafzelte der Protestierenden zu Dutzenden verschluckte. Die übrigen Zelte wurden von den Planierraupen des Militärs plattgewalzt. Währenddessen hat der Sicherheitsausschuss der Reformpartei die Flucht ergriffen, und die Führungsfiguren der Parteien, die vor kurzem noch über Redezeit auf der Bühne gestritten hatten, taten es ihm gleich.

Nur wenige Demonstrant*innen hielten bis zum Schluss die Stellung. Ich erinnere mich an einen alten Mann, der stur vor seinem Zelt die Nationalflagge schwenkte und sich weder von den Planierraupen noch von den in seine Richtung feuernden Sicherheitskräften beein-

drucken ließ. Stoisch stand er dort, stolz wie der letzte Wächter der Freiheit, umgeben von Rauch und Flammen, inmitten fallender Schüsse und verzweifelter Schreie.

Als die Sonne am nächsten Morgen aufging, war vom Protestcamp nur noch Asche übrig, und die Soldaten der Anti-Terror-Einheiten führten ihre massiven Körper auf dem verwüsteten Platz spazieren. Polizeihunde erschnüffelten die Spuren der Protestierenden. Bald schon hatten die Sicherheitskräfte eine verlassene Schule umzingelt, in der sich einige junge Männer versteckt hielten. Ich sah, wie sie einen Demonstranten fesselten, zu Boden warfen und auf ihn eintraten. Doch dieser Körper, der sich gerade noch unter ihren Tritten wand, ist einfach wieder aufgestanden, um Parolen gegen das Regime zu brüllen. Selbst als ein Soldat ihn mit aller Kraft ohrfeigte, hat er nicht aufgehört. Die auf ihn gerichteten Gewehre schien er gar nicht wahrzunehmen.

Würde zeigt ihre Stärke dort, wo sie die Schritte der Ängstlichen vorwärtszwingt.

Ich erinnere mich an den Morgen des 3. Juni 2011. Ein Freitag, an dem es so aussah, als sei der Tag des Jüngsten Gerichts angebrochen. Die Straßen waren gesperrt, die Geschäfte geschlossen, die Märkte menschenleer. Nirgends eine Spur von Leben. Ta'izz hatte sich in eine Geisterstadt verwandelt, in der es kein Geräusch gab – außer dem Bellen der Hunde und den Lautsprecherdurchsagen der patrouillierenden Anti-Terror-Einheiten, die die Bewohner*innen dazu aufforderten, in ihren Häusern zu bleiben und Demonstrant*innen zu melden. Sowohl auf den Hauptstraßen als auch in den Nebenstraßen waren Panzerwagen des Militärs stationiert, ebenso wie Mannschaften der Sicherheitskräfte und Wasserwerfer, wobei letztere neben heißem Wasser auch Chlor und Tränengas versprühten. Am Eingang des Platzes der Freiheit standen zwei Panzerwagen der Armee; Soldaten der Anti-Terror-Einheiten hinderten die Bewohner der an den Platz angrenzenden Gebäude daran, ihre Häuser zu verlassen.

Als ich gemeinsam mit einigen Demonstrantinnen aus dem Haus meiner Schwester trat, hielt uns ein Soldat auf und fragte, wohin wir wollten. Ich kann mir bis heute nicht erklären, wie es uns gelungen ist, an ihm vorbeizukommen, wie wir es schafften, uns trotz Checkpoints,

Sicherheitskräften und gesperrter Straßen bis zum Hotel Deluxe in der Stadtmitte durchzuschlagen, um dort gegen das Demonstrationsverbot des Regimes zu protestieren. Immerhin waren nicht nur die Freundinnen gekommen, mit denen wir die Aktion geplant hatten. Sondern jede hatte ihre Mutter, Nachbarin, Freundin, Tochter oder anderweitig Angehörige mitgebracht, so dass wir ein ziemlich beeindruckendes Bild abgegeben haben müssen, als wir uns vor dem kanadischen Sprachinstitut versammelten – direkt also neben dem Aufgebot des Sicherheitsapparats vor dem Hotel. Nur zehn Meter trennten uns von den gepanzerten Militärfahrzeugen, dem Wasserwerfer und jenen Mannschaften der Bereitschaftspolizei.

Die Frauen begannen, Parolen gegen das Regime zu rufen, woraufhin die Soldaten das Feuer eröffneten. Davon ließen sich die Demonstrantinnen nicht einschüchtern. Nach dem Niederbrennen des Protestcamps hatten sie vorerst keine Demonstrationen gewagt. Aber jetzt hatten sie die Angst überwunden. So wagten es nun auch einige junge Männer, sich ihnen anzuschließen. Die Soldaten und Sicherheitskräfte schossen derweil immer gezielter in Richtung der Demonstrierenden, auch Tränengaskartuschen kamen zum Einsatz. Ich erinnere mich, wie sie sich gerade noch in die angrenzenden Gassen und Gebäude retten konnten. Über zehn Frauen waren es, die sich in einem Gebäude neben dem Restaurant *Aden* versteckten. Der bloße Gedanke an das Zischen der Kugeln, das Bellen der Hunde und die Schreie der Demonstrantinnen versetzt mich noch immer in Angst und Schrecken. Schließlich umstellten Sicherheitskräfte und Soldaten der Anti-Terror-Einheit das Gebäude und belagerten es über drei Stunden lang. Die Polizei forderte die Frauen über Lautsprecher auf, die Tür zu öffnen. Falls dies nicht geschähe, würden sie diese aufbrechen. Schlagstöcke und Militärstiefel verbeulten die Tür, hinter der sich die Frauen verschanzt hatten. Letztlich wurde sie doch von innen geöffnet. Einer der Frauen war es gelungen, freies Geleit für die Demonstrant*innen zu verhandeln. Hinter der Tür hatten die Frauen einen menschlichen Schutzschild gebildet, der den Sicherheitskräften den Zutritt verwehrte. Auf diese Weise sollten die Demonstranten auf dem Dach ausreichend Zeit gewinnen, um über die angrenzenden Häuser zu fliehen. Ich habe die Flüche nicht ver-

gessen, die einer der Soldaten den Frauen hinterherrief, während diese das Gebäude erhobenen Hauptes verließen: »Und ihr versteckt sie noch, ihr Huren!«

Wenn allen Widrigkeiten zum Trotz ein Wunder geschieht, leuchtet sie aus den Gesichtern: Würde.

Ich erinnere mich an den Nachmittag des 4. Juni 2011. Es war ein Samstag. Die Stadt bebte unter dem Einschlag von Granaten, es lärmte in der Ferne. Die Kräfte von Präsident Salih befanden sich mitten in einem Gefecht mit Stammeskriegern und Revolutionären. Überall in der Stadt wimmelte es von gepanzerten Militärfahrzeugen und Soldaten der Anti-Terror-Einheit. Mehr als zwanzig Frauen demonstrierten an diesem Tag friedlich gegen die Militarisierung der Revolution. Sie hatten sich in der Wadi-al-Qadhi-Straße versammelt. Von den dortigen Soldaten ließen sie sich nicht einmal einschüchtern, als diese das Feuer eröffneten. Dann ist ein Panzer auf die Demonstrantinnen zugerollt, woraufhin eine junge Frau namens Sabrin sich ihm in den Weg stellte. Während der Panzer auf sie zusteuerte, setzte sie sich auf den Boden und erhob die Hände, als wäre sie eine griechische Göttin, die den Tod herausfordert. Angesichts derartiger Entschlossenheit zog der Panzer ab.

Von nun an schickten die Sicherheitskräfte Polizistinnen vor, um die Demonstration aufzulösen. Uniformierte Frauen haben, mit gezückten Schlagstöcken und gezogenen Schusswaffen, die Demonstrantinnen verfolgt, diese flüchteten sich in die Moschee, in Internetcafés und nahegelegene Wohnhäuser. Ich weiß noch, wie ich auf einer Straße rannte, die nie zu enden schien. Als ich mich blitzschnell umblickte, sah ich eine Polizistin, die eine Demonstrantin schon so gut wie eingeholt hatte. »Renn!« brüllte sie, und ich rannte. Ein Anwohner rief mir zu, ich solle links abbiegen, dort würden sich einige Demonstrantinnen in einem Haus verstecken. Das letzte, was ich sah, bevor ich der Wegweisung folgte, war die Hand der Polizistin, die nach der flüchtenden Frau griff.

Wenig später sah ich sie wieder, in der Seitenstraße, die ich genommen hatte. Die Knöpfe ihres Oberteils waren abgerissen, teilweise

war ihre Unterwäsche zu sehen. Sie trug kein Kopftuch mehr und ihre Haare flogen wild herum, während sie schrie, als habe sie den Verstand verloren. Nachdem es anderen Frauen gelungen war, sie zu beruhigen, strich sie ihre Kleider glatt und ging zurück auf die Straße, wo sie weiter gegen das Regime skandierte.

Wenn diejenigen fallen, die nach Freiheit riefen, und wenn sie nicht mehr erleben dürfen, dass ihre Träume sich verwirklicht haben, dann wird Würde zu Verlust und Trauma. Den Augenzeugen ätzen die Getöteten die Kapitel der Tragödie für immer ins Gedächtnis.

Ich erinnere mich an den Morgen des 11. Novembers 2011. Es war ein Freitag. Am Platz der Freiheit hagelte es Mörsergranaten auf das Gebäude der Gesundheitswissenschaften. Überall in der Stadt war Gefechtslärm zu hören, und die meisten Demonstrant*innen hatten den Platz verlassen, da dieser seit zwei Tagen unter ständigem Artilleriebeschuss stand.

Trotz des Bombardements machten sich an diesem Morgen einige Männer und Frauen auf den Weg, um das Freitagsgebet auf dem Platz zu verrichten. Manche huschten an den niedrigen Mauern vorbei, während sich andere über schmale Seitengassen anschlichen. Ich tapste zu dem Ort, den die Islamisten später den protestierenden Frauen zuteilen würden. Die zerfetzte, blaue Plastikplane zitterte im kalten Novemberwind, der über den Platz wehte. Mehr als zehn Frauen standen hier versammelt. Tuffaha al-‘Antari, Zainab al-‘Adini und Yasmine al-Asbahi hatten ihre gewohnten Plätze auf den Stufen des Sinan-Hotels eingenommen, im Gebetsbereich der Frauen. Weder von den Einschlägen der Granaten noch vom Geschrei der Demonstrant*innen ließen sie sich beeindrucken. Mit den Oberkörpern gegen die Wand gelehnt, standen Zainab und Yasmine am Hotel, während Tuffaha die Demonstrantinnen dazu aufforderte durchzuhalten. Im gleichen Augenblick krachte eine Granate ins Dach. Splitter flogen durch die Gegend. Überall Rauch. Die Männer rannten panisch davon; auch der Imam, der eben noch auf der Bühne gestanden und Standhaftigkeit gepredigt hatte, suchte das Weite. Tuffaha, Zainab und Yasmine hingegen setzten sich zurück auf die Hotelterrasse.

Ich war gerade ein paar Schritte zur Seite gegangen, um etwas mit meiner Freundin Ibtisam zu besprechen, als die zweite Granate in das Hotel einschlug, nur diesmal sollte sie gezielt die Frauen im Gebetsbereich treffen. Als ich mich umdrehte, sah ich die Körper von Tuffaha, Zainab und Yasmine reglos am Fuße der Treppe liegen. Die Flagge, die Tuffaha Sekunden zuvor geschwenkt hatte, war blutgetränkt.

Würde ist mächtig, wenn sie einen letzten Versuch unternimmt, ihren Traum zurückzugewinnen. Wenn sie sich gegen das Bündnis derer stellt, die ihre Revolution geplündert und ins Gegenteil verkehrt haben. Selbst noch dann, wenn keiner mehr sie hört.

Ich denke zurück an den Morgen des 20. Dezembers 2011. Es war ein Samstag. Unter der Führung von Muhammad Sabr machten sich die Demonstrant*innen auf den Weg, um binnen sechs Tagen von Ta'izz nach Sana'a zu laufen. Nicht nur mit Kälte und Hunger wollten es diese schwächlichen Gestalten aufnehmen. Auch den Kugeln der regimetreuen Soldaten, welche sie in den Bergen, Tälern und Städten erwarteten, durch die der Protestmarsch sie führte, würden sie trotzen. Tausende Jemenit*innen, darunter Senior*innen und Kinder, haben diesen beschwerlichen Weg auf sich genommen. Dabei skandierten sie unermüdlich, was sie ersehnten: Freiheit. Hin und wieder weht es ihre Stimmen noch immer zu mir. Ein Echo der Hoffnung, die in ihren Herzen einmal brannte. Der Millionenmarsch zog weiter, und in jeder Stadt schlossen sich neue Demonstrant*innen an. Die Frauen, die den Männern vorangingen, boten einen Anblick, den ich nie vergessen werde. Sie alle bildeten gemeinsam den so genannten *Marsch des Lebens*.

Als die friedliche Prozession Hiziz, einen Vorort von Sana'a, erreichte, wurde sie von Gewehrsalven und Tränengas empfangen. Die Menge zerstreute sich kurz, formierte sich gleich darauf aber neu, um für ihren Traum einzustehen. An diesem Tag wurden Dutzende Demonstrant*innen getötet und hunderte verletzt. Unter den Verletzten befand sich ein junger Mann, Anfang zwanzig, der volle sechs Tage der Dezemberkälte getrotzt hatte, seinem Traum auf den Fersen, barfuß und treu. Das Bild seiner aufgerissenen Füße vergesse ich nie.

Würde hat unendlich viele Formen. Zehn Jahre nach dem Beginn der jemenitischen Revolution habe ich dennoch einen bitteren Geschmack im Mund, sobald ich mich an all den verloschenen Glanz erinnere, an all die Menschen, die für Würde gestorben sind.

Sich zu erinnern, tut weh. Nicht bloß, weil die Revolution keines ihrer erklärten Ziele erreicht hat und stattdessen zu einem Krieg wurde, der bis heute so viele Jemenit*innen das Leben kostet. Sondern auch, weil viele der Revolutionäre, die damals Freiheitsparolen riefen, längst zu Warlords geworden sind. Im Höllenfeuer dieses Konflikts erschufen sie sich neu: als Händler, als Diebe, als Botschafter der Kriegsparteien und Regionalmächte, die um ihr Land kämpfen.

Bei aller Enttäuschung über das Scheitern der jungen Revolution, die wie jede Revolution ihre Licht- und Schattenseiten hatte, bleibt der Traum bestehen – wenngleich der Versuch, ihn zu träumen, derzeit in etwa so erfolgversprechend wäre, als würde man versuchen, ein bisschen Luft mit den Händen festzuhalten. Aber eigentlich weiß ich es ja: Dieser Traum ist genauso glaubwürdig und integer wie all jene, die an ihn geglaubt haben, ohne seine Früchte zu ernten.

Aus dem Arabischen von Mirko Vogel und Sandra Hetzl.